

# Geballte Wut – Petra Ivanov

Text auf der Buchrückseite:

«Die drei Richter starren mich schweigend an, genauso die Zuschauer und die Journalisten. Sie haben genug über meine Person gehört. Sie wissen, wer ich bin: Sebastian Bischof. 20 Jahre alt. Schreinerlehrling. Immer noch Jungfrau (das wissen sie hoffentlich nicht). Seit knapp zwei Jahren in einem Massnahmenzentrum untergebracht. Davor im Knast. Auf der Beobachtungsstation. Auf Abwegen. Jetzt wollen sie hören, was ich getan habe.»

Sebastians Tat wiegt schwer. Er hat das Leben zweier Jugendlicher zerstört. Woher kam die Wut, die ihn überrollte?

„Geballte Wut“ erzählt von Jugendgewalt in einer scheinbar heilen Welt, von Erwartungen, Hoffnungen und der Unfähigkeit, mit Enttäuschungen umzugehen.



## Ausschnitt aus dem Buch:

«Kommt meine Mutter auch?», wollte ich wissen.

Der Staatsanwalt runzelte die Stirn. «Ihre Mutter?»

Ich versuchte, locker zu wirken. «Ich meine ja nur. Letztendlich musste sie dabei sein. Der Jugendanwalt ... egal.»

«Sie sind hier nicht auf der Jugendanwaltschaft», klärte mich der Staatsanwalt auf. «Die Jugendanwaltschaft ist nur für Minderjährige zuständig.»

Ich hätte mir gegen die Stirn schlagen können. Ich Vollidiot. Erst jetzt begriff ich, warum ich mir vorkam wie im falschen Film. Ich war vor zwei Monaten 18 Jahre alt geworden. Erwachsen. Ich schluckte trocken. Hatte ich deshalb die Nacht im Gefängnis verbringen müssen? Würde ich nach der Halteinvernahme gar nicht freigelassen? Ich glaube, in diesem Moment begriff ich, dass sich etwas in meinem Leben grundlegend verändern würde. Meinen achtzehnten Geburtstag hatte ich wie jeden anderen gefeiert. Ich hatte nicht gemerkt, dass ich durch eine unsichtbare Tür gegangen war. Ahnungslos hatte ich eine neue Welt betreten. Hier galten andere Gesetze.

Nervös kaute ich auf meiner Wange. Ich wollte aussteigen, doch es war zu spät. Jemand hatte Start gedrückt. Jetzt lief das Programm. Es gab kein Zurück.

«Jemand?», fragte Dr. Wagner, als ich ihm die Situation später schilderte.

«Okay, ich.»

Dr. Wagner nickte. «Sie alleine sind für Ihre Handlungen verantwortlich. Das sind Sie übrigens auch als Minderjähriger. Ab 18 Jahren kommt einfach hinzu, dass Sie auch die Konsequenzen selber tragen müssen.»

«Das ist nicht fair!»

«Ach?»

«Ich meine, niemand hat mich gewarnt!»

«Haben Sie zum Geburtstag ein Strafgesetzbuch erwartet?»

Ich starrte Dr. Wagner an. Er liess sich nie zu ironischen Bemerkungen hinreissen. War die Frage also ernstgemeint?

«Das nicht, aber ... ich weiss auch nicht, vielleicht ...»

Dr. Wagner beugte sich vor. «Was? Was haben Sie erwartet? Sagen Sie es mir, Sebastian!»

«Keine Ahnung! Eine Warnung eben!»

«Von wem?»

«Meiner Mutter, meinem Vater, oder, Scheisse, was weiss ich! Irgendjemand hätte es mir einfach sagen sollen!»

«Was sagen sollen? Dass Sie eine Gefahr für Ihre Mitmenschen darstellen?»

«Nein, für ... mich selbst.»

Ich hatte mein Leben ruiniert. Das wurde mir im Büro des Staatsanwalts schlagartig klar. Auf einmal wusste ich mit hundertprozentiger Sicherheit, dass von nun an alles anders sein würde. Bis achtzehn hatte man eine Art Probezeit. Diese war jetzt vorbei. Noch glomm jedoch ein kleiner Funken Hoffnung in mir, dass nicht alles verloren war. Fieberhaft überlegte ich, wie ich den Schaden, den ich angerichtet hatte, wieder gutmachen könnte. Was passierte, wenn ich zum Beispiel behauptete, mich an nichts erinnern zu können? Müsste mich der Staatsanwalt gehen lassen?

## Gruppenarbeit:

A: keine Freunde?

B: Schnupperlehre

C: Nach der Schnupperlehre

D: Sachbeschädigung

Notieren Sie sauber ins Heft!

1. Lesen Sie die Texte Ihrer Gruppe.
2. Bearbeiten Sie die Aufträge a-c auf Seite 2.
3. Lesen Sie die 2 Textausschnitte (Respekt/Wut auf S. 3-4)
4. Was würden Sie Sebastian raten, damit es nicht zu einer Katastrophe kommt. Diskutieren Sie in der Gruppe und notieren Sie Stichworte ins Heft!

# Wer ist Sebastian?

- Unterstreichen Sie alle Adjektive die Sebastian charakterisieren.
- Kreuzen Sie alle Eigenschaften an, die für Sebastians Zukunft problematisch sein/werden könnten?
- Tauschen Sie mit den andern Gruppen aus und ergänzen Sie mit weiteren Adjektiven

sachlich, nüchtern  
entschlossen  
selbstbeherrscht  
schlagfertig  
begeisterungsfähig  
egozentrisch  
kontaktfreudig  
ausgeglichen  
freundlich  
objektiv, neutral  
autoritär  
dominant, beherrschend  
eingebildet  
grosszügig  
verträglich  
witzig  
lustig  
bequem  
originell  
verträumt  
überlegen  
voreilig  
offen  
dynamisch  
verständlich  
vertrauensvoll  
entspannt  
ausdrucksvoll  
fair  
interessiert  
mutig  
verschlossen  
ängstlich  
energisch  
sentimental  
modern  
voreingenommen  
sorglos  
launisch  
passiv  
anspruchsvoll  
parteiisch  
fordernd  
auffahrend  
ablehnend  
unvernünftig  
selbstbewusst

temperamentvoll  
zuverlässig  
kreativ  
vielseitig  
geltungsbedürftig  
tolerant  
kompromissbereit  
sympathisch  
hilfsbereit  
warmherzig  
unsicher  
rücksichtslos  
sinnlich  
zerstreut  
sexy  
verspielt  
einfallreich  
neugierig  
friedlich  
feindselig  
taktlos  
selbtsicher  
anregend  
scharmant  
entgegenkommend  
frech  
flexibel  
unterhaltsam  
ausdauernd  
bescheiden  
kritisch  
still  
vital  
engagiert  
eitel  
erfahren  
nervös  
skeptisch  
nachdenklich  
ernst  
subjektiv  
belehrend  
missgünstig  
unzufrieden  
reddegewandt  
tatkräftig, aktiv  
anpassungsfähig

träumerisch  
intelligent  
ehrgeizig  
impulsiv  
einführend  
optimistisch  
ungeduldig  
fähig, andere zu  
beeinflussen  
aggressiv  
pessimistisch  
einsichtig  
gelassen  
schüchtern  
zielstrebig  
leichtsinnig  
verbindlich  
ehrlich  
nachtragend  
gehässig  
kleinlich  
zuversichtlich  
kooperativ  
gesprächig  
höflich  
verantwortungsvoll  
eigenständig  
gesellig  
beliebt  
anerkant  
nüchtern  
affektiert  
sensibel  
misstrauisch  
konsequent  
vergesslich  
erregbar  
reserviert  
einsichtig  
glücklich  
beweglich  
besonnen  
rücksichtslos  
selbstsüchtig  
empfindlich

Es war ein Samstagabend in meinem letzten Jahr an der «Futura» gewesen. Mike wollte zwei Kollegen am See treffen. Von Goran hatte ich schon viel gehört, offenbar war er ziemlich cool. Er hatte Kohle, gute Kontakte und konnte dir alles beschaffen, was du brauchtest. Keiner legte sich mit ihm an. Deshalb war ich erstaunt, wie normal er aussah. Ich hatte einen Bodybuildertypen erwartet, doch Goran war weder besonders gross noch breit. Er trug nicht einmal ausgefallene Klamotten. Seinen Begleiter Noah kannte ich nicht. Er fingerte dauernd an etwas in seiner Hosentasche herum. Ich fragte mich, was er dort versteckte.

Mike und Goran zogen sich zurück, um etwas zu besprechen. Noah bemerkte meinen neugierigen Blick. Er schaute über die Schulter, und als er sicher war, dass uns niemand beobachtete, zog er ein Springmesser hervor. Der Griff war schwarz und mit rutschfestem Gummi überzogen. Er sah aus wie der Griff einer Pistole. Blitzschnell liess Noah die Stahlklinge herausspringen. Darauf stand «MP» und, in kleiner Schrift, «Smith & Wesson». Mein Kinn klappte nach unten.

«Militärpolizei?», fragte ich, auf die Buchstaben deutend.

Weil ich aufgeregt war, überschlug sich meine Stimme. Ausgerechnet in diesem Moment kam eine Gruppe Shipis vorbei. Sie äfften mich nach und grölten.

Etwas musst du verstehen. Ich hasse es, ausgelacht zu werden. Am liebsten hätte ich den Typen die Fresse poliert. Doch sie waren zu viert, und ich war alleine, abgesehen von Noah, den ich gerade erst kennengelernt hatte. Mir war nicht klar, ob er mir Rückendeckung geben oder sich aus dem Staub machen würde. Ich beschränkte mich deshalb darauf, den Shipis den Stinkefinger zu zeigen, was ihnen ziemlich schlecht runterging. Alle vier blieben stehen. Ich weiss nicht, was passiert wäre, wenn Noah sich nicht neben mir aufgebaut hätte. Die Shipis blickten zum Messer, dann zu mir, einer murmelte etwas wie «vergiss es». Langsam zogen sie weiter. Sie waren schon fast ausser Hörweite, als sich einer umdrehte und «Schwuchtel» rief.

Dr. Wagner wollte wissen, warum mich das kränkte.

«Weil ich keine Schwuchtel bin!»

«Lassen wir das Thema Homosexualität für den Moment beiseite», sagte er. «Ist es Ihnen wichtig, was andere über Sie denken?»

«Klar ist mir das wichtig!» Ihm etwa nicht?

«Was wollten Sie damit erreichen, dass Sie den Jugendlichen den Mittelfinger gezeigt haben?»

«Mir Respekt verschaffen!»

«Und? Ist es Ihnen gelungen?»

«Was?»

«Haben Sie sich mit der Geste Respekt verschafft?»

«Klar.»

Dr. Wagner lehnte sich zurück und sagte nichts. Das macht er oft. Manchmal finde ich es ziemlich mühsam. Meistens fragt er nach einigen Minuten, was mir durch den Kopf gehe. Aber damals starrte er mich einfach mit seinen wässrigen Augen an. Als ich die Stille nicht mehr aushielt, fragte ich ihn, wie er sich denn Respekt verschaffen würde. Er ging nicht darauf ein. Stattdessen wollte er wissen, wen ich respektiere.

Ich musste nicht lange überlegen. «Noah Blomberg.»

«Warum?»

«Weil ihn keiner anmacht.»

Das erfuhr ich, als ich Noah näher kennenlernte. Noah und Goran waren Partner. Sie wickelten allerlei Geschäfte zusammen ab. Nie wurden sie übers Ohr gehauen. Dafür sorgte Noah. Es war nicht nur sein Springmesser, das abschreckte. Es war seine Art. Er gab dir zu verstehen, dass es für dich gefährlich werden konnte, wenn du dich mit ihm anlegtest. Ich fand das beeindruckend. Dr. Wagner hingegen liess es kalt. Er behauptete, den Starken zu markieren, sei nicht dasselbe, wie stark zu sein. Im Gegenteil. Wer wirklich stark sei, habe es nicht nötig, sich an der Angst anderer auf-

zugeilen. Meine Worte, nicht seine. Aber so hat er es gemeint.

Heute verstehe ich, was er damit sagen wollte. Aber die Sache ist gar nicht so einfach. Wenn dich keiner respektiert, bist du ein Niemand. Und wer will schon ein Niemand sein? Richtig. Niemand.

«Wie haben Sie sich danach gefühlt?», wollte Dr. Wagner wissen.

«Gut», antwortete ich.

Er schlug die Beine übereinander. «Die Wut war weg.»

Es war keine Frage, sondern eine Feststellung. Zu Beginn unserer Sitzungen vermutete ich, Dr. Wagner habe ein Sprachproblem. Hat er aber nicht. Er macht oft eine Feststellung, die eigentlich eine Frage ist. Er verpackt in Worte, was ich fühle. Oder was er glaubt, dass ich fühle. Denn oft weiss ich es selbst nicht. Gefühle sind nicht so einfach zu beschreiben wie Ereignisse. Wut zum Beispiel ist nicht immer gleich. Manchmal überfällt sie mich wie ein Angreifer von hinten. Ich sehe sie nicht kommen, habe keine Chance, mich gegen sie zu wehren. Dann wieder schleicht sie sich langsam an, eine Nebelschwade, die mir um die Füße streicht, sich ausdehnt, meinen Körper einwickelt. Es kann aber auch sein, dass die Wut sich an mich hängt. Hast du schon mal eine Tasche getragen, die dir andauernd gegen das Bein schlägt? So ist sie auch, die Wut. Pochend, nervenzerreibend, beharrlich. Am schlimmsten finde ich es, wenn sie schwer wird.

«Ich möchte auf jenen Tag zurückkommen», sagte Dr. Wagner. «Auf den Moment, in dem sich Kevin Deutwyler von Ihnen verabschiedet hat. Wie haben Sie sich gefühlt?»

«Scheisse.»

«Können Sie das ausformulieren?»

«Irgendwie ... wütend.»

«Beschreiben Sie diese Wut.»

Ich starrte auf meine Handfläche, als fände ich dort die Worte. Das Gute an Dr. Wagner ist, dass er nie stresst. Ich konnte die helle Blase, die vom Halten der Blattsäge stammt, ewig betrachten. So lange, bis meine Gefühle in Form von Worten meine Zunge erreichten.

«Sie war schwer.»

«Schwer wie ein Gewicht oder zäh?»

«Mehr wie ein Gewicht. Als würde man aus dem Wasser steigen.»

Dr. Wagner sah mich ohne zu blinzeln an. «Könnte dieses Gefühl auch Trauer gewesen sein?»

«Trauer?», wiederholte ich.

Dr. Wagner schwieg.

«Warum hätte ich traurig sein sollen?», fragte ich.

«Vielleicht weil Sie sich einsam gefühlt haben.»

«Das ist bescheuert.»

«Waren Sie es?»

«Was?»

«Einsam.»

«Keine Ahnung, Mann!»

«Sie sind wütend.»

«Ich habe keine Lust mehr, über diesen Scheiss zu reden!»

Dr. Wagner lehnte sich zurück. Obwohl er schwieg, konnte ich die Gedanken, die er in Bewegung gesetzt hatte, nicht stoppen. Es war wie eine Dominoreihe. Fiel der erste Stein, kippte einer nach dem anderen. Ich erinnerte mich daran, wie es sich angefühlt hatte, Blitz als Freund zu haben. Klar hätte ich das gerne mit Kevin erlebt. Aber deswegen gleich traurig werden? Vielleicht war ich ein bisschen enttäuscht. Immerhin, hätte ja sein können, dass Kevin den Nachmittag auch cool fand und mich nach meiner Handynummer gefragt hätte. Hat er aber nicht.

Dr. Wagner faltete die Hände. «Trauer zu verleugnen, ist nachvollziehbar.»

«Warum?»

«Weil Trauer schmerzt. Und Schmerzen sind schwer auszuhalten. Einfacher ist es, ein Ventil für sie zu finden.»

«Was für ein Ventil?»

Er schaute mich ruhig an. Da begriff ich, was er meinte. Wut.

# Petra Ivanov – Suchen Sie auf ihrer Homepage alle nötigen Informationen!



|  |  |
|--|--|
| Geburtsjahr  |  |
| Geburtsort   |  |
| Kindheit   |  |
| Studium  |  |
| Jobs/Berufe  |  |
| Anreiz zum Schreiben von Büchern   |  |
| Erstes Buch  |  |
| Erstes Jugendbuch  |  |
| Für welches Alter ist „Geballte Wut“   |  |
| Welcher Beruf hat <ul style="list-style-type: none"> <li>- Regina Flint</li> <li>- Bruno Cavelli</li> <li>- Jasmin Meyer</li> <li>- Pal Palushi</li> </ul> |  |
| Wie heissen die 4 Jugendlichen, die in der Jugendbuchserie vorkommen und welchem haben sie die Hauptrolle?   |  |
| Mit wem hat Petra Ivanov „Mord in Switzerland“ herausgegeben?  |  |
| 2 der 18 Autoren kommen aus dem Kanton Zürich, welche?   |  |
| Wie heisst ihr neustes Buch – zu welcher Serie gehört es?  |  |

Petra Ivanov – Suchen Sie auf ihrer Homepage alle nötigen Informationen!

## Auftrag Autorenlesung

Notieren Sie einige Fragen ins Heft, die Sie Frau Ivanov stellen wollen:

- zum Buch „Geballte Wut“.
- zu Ihr als Person
- zum Beruf „Schriftstellerin“
- .....

Schreiben Sie einen Bericht über die Lesung.

- Während der Lesung Notizen machen.
- Alle Kriterien erfüllen
- Reinschrift auf Computer, Darstellung wie in der Zeitung (Mit Titel, Lead, ev. Untertitel)

| <b>Kriterien Zeitungsbericht Autorenlesung</b>   |
|--|
| Titel informiert zutreffend<br>Titel weckt Neugierde   |
| Lead enthält wichtigste Punkte   |
| Die 7W werden beantwortet <ul style="list-style-type: none"> <li>○ Was ist passiert?</li> <li>○ Wo ist es geschehen?</li> <li>○ Wann ist es passiert?</li> <li>○ Wer war beteiligt?</li> <li>○ Wie geschah es?</li> <li>○ Warum ist es passiert?</li> <li>○ Wer hat informiert?</li> </ul> |
| Aufbau „Vom Wichtigem zum Unwichtigen<br>Chronologische Reihenfolge  |
| Fachausdrücke erklärt, wenn vorhanden  |
| Interviews und Statements  |
| Fakten ohne kommentierende Wertungen mitgeteilt  |
| Vorgeschichte, Hintergründe wichtige Aspekte einbezogen  |
| kurz, klar und verständlich formuliert   |
| sinnvolle Unterteilung in Abschnitte<br>Zeitungsgemässe Darstellung<br>(Computer/Bild...)  |
| Grammatik  |
| Rechtschreibung  |

**Texte  
für  
Gruppenarbeit**

«Wer vorsätzlich einen Menschen tötet (...),  
wird mit Freiheitsstrafe nicht unter fünf Jahren bestraft.»

**Art. 111 Schweizerisches Strafgesetzbuch (StGB)**

Die Stimme des Richters ist hart. Sein Blick fixiert mich. Trotzdem habe ich das Gefühl, seine Worte gingen mich nichts an. Ich sitze auf der Anklagebank. Wie eine Billardkugel, die beim Eröffnungsschuss vom Tisch gesprungen ist. Aus dem Spiel gefallen. Aus dem Leben. Nur dass im Billard die Kugel aufgehoben und wieder eingesetzt wird. Ich hingegen bleibe am Boden liegen. Zwischen Zigarettenkippen, Staubflusen und Füßen, die mich am liebsten in den Arsch treten würden.

Wie lange ich nicht mitspielen darf, hängt von den drei Richtern ab. Ich sitze schon seit zwei Jahren hinter Gittern. Ein Niemand – ohne Handy, ohne Facebookseite, ohne Mädchen. Immerhin gibt es im Jugendknast einen Billardtisch. Wenn ich schlecht drauf bin, versenke ich Kugeln und stelle mir vor, wie sie in einen Tunnel fallen und weiterrollen. Weg von den Betreuern, Gutachtern und Sozialarbeitern. Hinaus ins Freie. Wo ich schweigen darf, wenn ich will.

Als ich vierzehn war, habe ich einmal zwei Tage lang kein Wort gesagt. Ich war sauer, weil ich mit meinem Vater wandern gehen musste. Ich sehe nicht ein, weshalb ich mich einen Berg hochquälen soll, nur um auf der anderen Seite wieder hinunterzulatschen. Ausserdem war es der erste Tag der Herbstferien. Ich freute mich aufs Abhängen – zwei Wochen ohne Französischverben und Mengenlehre, ohne Standpauken und enttäuschte Blicke. Ich hatte die Probezeit im Niveau A der siebten Klasse nicht bestanden, trotz Nachhilfe. Nicht dass mich die Blicke störten. Ich wunderte mich einfach, warum meine Eltern nicht begriffen, dass aus ihren

Plänen nichts würde. Mein Vater ist Kieferorthopäde. Er war richtig gut drauf, als sich herausstellte, dass ich eine Zahnspange benötigte. Er meinte, es sei von Vorteil, wenn ich verstünde, wie sich eine Zahnkorrektur anfühle. Damals glaubte er noch, ich würde eines Tages in seine Fussstapfen treten, Zahnmedizin studieren und die Praxis übernehmen.

Voll daneben.

Er ist heute nicht hier. Meine Mutter auch nicht. Dafür sitzen im Gerichtssaal eine Menge Journalisten. Ich frage mich, was sie hier suchen. Biete ich eine Freak-Show oder was?

Aber zurück zur Wanderung. Denn da fing alles an. Nur wusste ich es noch nicht. Seltsam irgendwie. Man sollte glauben, ein ausserordentlicher Tag fühle sich auch ausserordentlich an. Beim Billardspielen zum Beispiel merke ich, ob ein Schuss gelingt, kaum berührt das Queue die Kugel. Spüre ich auch nur das geringste Jucken in den Fingern, versenke ich die Kugel garantiert nicht. Bleibe ich aber ganz ruhig, setzt sie sich fast lautlos in Bewegung. Das satte Plopp, wenn sie in die Tasche fällt, gibt mir jedes Mal einen Kick.

Das Leben ist unberechenbarer als der Lauf einer Billardkugel.

Blitz hatte sich «Drive» heruntergeladen, zusammen wollten wir uns den Film reinziehen und chillen. Ich kannte Blitz noch nicht lange. Einige Monate zuvor war er ins Nachbarhaus gezogen, in einen edlen Glasbau mit Swimmingpool und Dachterrasse. Unsere Hütte war auch nicht schlecht, aber im Vergleich zum Palast der Pfisters wirkte sie irgendwie schäbig. Meine Mutter steht auf Ethnokram, überall starren dich komische Figuren mit riesigen Unterlippen und Haaren aus Stroh an. Die Bilder im Wohnzimmer sehen aus wie meine ersten Versuche mit Fingerfarben, nur dass sie ein Vermögen wert sind. Sie gefallen mir nicht besonders, genauso wenig wie die antiken Tonkrüge auf dem Sideboard.

Keiner ist ganz, jedem fehlt ein Stück des Henkels, des Ausgusses oder der Glasur.

Bei Blitz war alles perfekt. Nichts störte das Design. Bei der Einrichtung dominierten klare Linien, weisses Leder und glänzende Oberflächen herrschten vor. Deshalb habe ich zuerst geglaubt, Blitz heisse wirklich Blitz. Irgendwie wäre das richtig gewesen, wenn auch ein bisschen schräg. Blitzsauber. Blitzblank. Blitz Pfister. Aber seine Eltern nannten ihn nur so, weil er blitzschnell war. In seinem Zimmer hingen lauter polierte Goldmedaillen. Dreimal pro Woche trainierte er im Leichtathletikclub.

Trotzdem war er voll in Ordnung. Bevor ich Blitz kennenlernte, hatte ich nie einen richtigen Freund gehabt. Nicht dass ich unbeliebt gewesen wäre, aber die meisten Typen waren entweder bescheuert oder hielten sich für etwas Besonderes. Meine Mutter drängte mich ständig, Klassenkameraden einzuladen. Wegen der sozialen Kontakte, meinte sie. Ich versuchte, ihr klarzumachen, dass ich gut darauf verzichten konnte, mich von anderen fertigmachen zu lassen, doch sie behauptete, für eine gesunde Entwicklung sei der Umgang mit Menschen wichtig. Ich weiss nicht, wie sie heute darüber denkt. Gut möglich, dass sie ihre Meinung geändert hat. Der Psychologe, der über mich ein Gutachten erstellt hat, bezeichnet meine Entwicklung nicht als gesund.

Meine Mutter glaubt, man könne jedes Problem lösen, wenn man darüber rede. Kein Wunder, schliesslich ist Probleme besprechen ihr Beruf. Dafür hat sie sogar studiert. Gibt es in einer Firma Knatsch, in einem Team oder einer Abteilung zum Beispiel, tritt sie in Aktion und sahnt dabei gross ab.

Bei mir hat das mit dem Reden nie geklappt.

In der vierten Klasse habe ich es mit Thomas König versucht. Thomas König ist ein Retortenschüler. So nenne ich die Kunstprodukte, die bei Lehrern beliebt sind. Er hatte einen riesigen Kopf und einen schwächtigen Körper – sah

aus wie ein Luftballon auf einem Plastikstiel. Sein Blick schoss ständig hin und her, ausser wenn er einen Lehrer ansah. Am schlimmsten aber war sein Dauerlächeln. Ein Wunder, dass der Ballon nicht platzte.

Kaum waren wir alleine, legte Thomas König seine Maske ab. In der Pause bestimmte er, wer beim Fussball mitspielen durfte. Ich gehörte nicht dazu. An seinem Geburtstag verteilte er jedem Kuchen, ausser dem dicken Danko. Und mir natürlich. Damit hatte ich kein Problem, da ich Kuchen sowieso nicht mag. Als er mir aber die Trainerhose aus dem Turnsack klaute und durch ein Paar glänzende Leggings ersetzte, war das eine andere Sache. Denn Thomas König wusste, ich würde die Leggings anziehen müssen, schliesslich kannte er unseren Turnlehrer. Herr Kehl lässt nichts durchgehen. Um nicht mitzuturnen, musste man mindestens mit einem Bein im Grab stehen. Kehl begriff nicht, dass ein Junge, der in Leggings erschien, so gut wie tot war.

Danach habe ich versucht, mit Thomas König zu reden. Du kannst dir vorstellen, was es gebracht hat. Gar nichts. Also habe ich ihm einen Faustschlag verpasst. Vielleicht waren es auch zwei. Da liess er mich in Ruhe. Und zwar gänzlich. Es war, als existiere ich in seinem Sonnensystem einfach nicht mehr. Das Problem war nur, dass alles um ihn kreiste. Er war sozusagen die Sonne. Deshalb existierte ich von einem Tag auf den anderen für gar niemanden mehr.

Aber zurück zu Blitz. Blitz war anders. Kein Retortenschüler, auch wenn er nahezu perfekt war. An ihm wirkte alles echt. Er war etwas Besonderes, doch er hatte es nicht nötig, andere daran zu erinnern. In seiner Gegenwart fühlte ich mich wohl. Ausserdem fuhr er auf Actionfilme ab. Manchmal ahmte er vor dem Bildschirm die Geräusche im Film nach, wie es Kinder tun, wenn sie mit Autos spielen. Total peinlich, aber das war ihm egal. Es lachte ihn auch niemand aus deswegen. Über Blitz machte man sich nicht

lustig. Falls jemand allen bei der Geburt Karten ausgeteilt hatte, so hatte Blitz lauter Asse bekommen. Ich hingegen mühte mich mit ein paar Zweiern und vielleicht einer Drei oder einer Vier ab.

Mein Shrink meint, wichtig seien nicht die Karten, sondern wie man sie spiele. Ich bin kein guter Kartenspieler. Ausserdem fehlt es mir an Glück. Ernsthaft. In der sechsten Klasse musste ich zur Schulpsychologin, weil ich angeblich aggressiv war. Nach vier Sitzungen rief sie meine Mutter an und bat sie, mich an einer Studie mitmachen zu lassen – über Pechvögel. Ein Kollege schreibe eine Doktorarbeit. Die Schulpsychologin meinte, ich eigne mich hervorragend als Studienobjekt. Verstehst du jetzt, was ich meine?

Ein anderes Beispiel: Hätte mich mein Vater an jenem Wochenende nicht in die Berge mitgeschleppt, sähe mein Leben heute anders aus. Die Wanderung beendete eine meiner seltenen Glückssträhnen. Während ich schweigend hinter meinem Vater herstapfte, suchte sich Blitz jemanden, der mit ihm «Drive» schaute. Und stiess von allen Menschen auf dieser Erde ausgerechnet auf Thomas König.

7

«Wer jemandem eine fremde bewegliche Sache zur Aneignung wegnimmt, um sich oder einen andern damit unrechtmässig zu bereichern, wird mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder Geldstrafe bestraft.»

**Art. 139 Abs. 1 Schweizerisches Strafgesetzbuch (StGB)**

Ich war nicht der Einzige, der Detailhandelsfachmann werden wollte. Als ich zum ersten Bewerbungsgespräch eingeladen wurde, glaubte ich, ich hätte die Lehrstelle auf sicher. Meine Bewerbung hatte dem Personalchef gefallen, nun wollte er mich persönlich kennenlernen. Dann erfuhr ich, dass noch vier weitere Bewerber im Rennen waren. Jeder musste drei Tage im Geschäft schnuppern. Danach würde der Personalchef seine Entscheidung treffen.

Meine Mutter fuhr mich am ersten Morgen hin. «Damit Herr Schwarzmann sieht, dass du aus einer intakten Familie stammst», erklärte sie mir.

«Wozu soll das gut sein?», fragte ich.

«Für einen Lehrmeister ist es beruhigend zu wissen, dass er auf Unterstützung zählen kann, wenn es Schwierigkeiten gibt.»

Ich fragte mich, mit welchen Schwierigkeiten sie rechnete. So, wie sie mich beim Abschied an sich drückte, hätte man meinen können, ich ginge als Stuntman schnuppern. Sie gab mir jede Menge Ratschläge mit auf den Weg. Ihre Lippen bewegten sich sogar noch, nachdem ich die Autotür hinter mir zugeschlagen hatte. Ich schaute nicht zurück. Fehlte nur, dass sie mir winkte. Stattdessen ging ich mit gemischten Gefühlen auf den Eingang des Geschäfts zu. Der Discounter bot alles an von PCs über Fernseher bis hin zu HiFi-Anlagen. Vielleicht würde ich Prozente kriegen, wenn ich dort arbeitete.

Meine Mutter hätte sich die Mühe sparen können, mich herzufahren. Herr Schwarzmann war an diesem Tag gar nicht im Büro. Der Leiter der Computerabteilung nahm mich in Empfang. Herr Almeda stellte mich einem mageren Zweitjahrlehrling vor, der mit «Kevin» angeschrieben war. Ich bekam einen roten Kittel und meinen ersten Auftrag: neue Ware auspacken und in die Regale füllen. Zu Beginn fand ich es ganz okay. Doch nach zwei Stunden brauchte ich eine Pause. Ich liess eine halbvolle Schachtel Kabel stehen und machte mich auf die Suche nach Kevin. Vielleicht konnte er mir sagen, ob es irgendwo etwas zu trinken gab. Ich fand ihn nicht. Ich spähte in jeden Gang, ging zur Kasse und sogar zum Kundendienst. Kein Kevin.

Aber ich sah den Abteilungsleiter, der einer Kundin ein PC-Spiel erklärte. Der Hülle nach zu urteilen, handelte es sich um «Adventure Collection», eine Sammlung ziemlich

langweiliger Games. Neugierig trat ich einen Schritt näher. Herr Almeda runzelte irritiert die Stirn.

«Und Sie denken, mein Enkel wird sich über das Spiel freuen?», fragte die Kundin.

«Er wird am Bildschirm kleben!», gurrte Herr Almeda.

Ich beugte mich vor, um die Hülle besser sehen zu können. Tatsächlich, «Adventure Collection 5». Auf der CD waren drei verschiedene Spiele, zwei davon totale Langweiler. «Runaway» ging halbwegs, weil die Hauptfigur Brian, die von der Mafia gejagt wird, die Stripteasetänzerin Gina trifft. Viel passiert zwischen ihnen aber nicht, das Spiel ist schliesslich ab 12 Jahren.

«Wie alt ist Ihr Enkel?», fragte ich.

«Er wird übermorgen achtzehn», antwortete die Kundin. «Das Spiel soll ein Geburtstagsgeschenk sein.»

«Bist du fertig mit Einräumen?», fragte mich Herr Almeda.

«Ich mache gleich weiter», antwortete ich und deutete aufs Spiel. «Adventure Collection ist etwas für Kinder. Zeigen Sie ihr doch «Call of Duty» oder «Red Orchestra», die sind echt cool.»

Herr Almeda kehrte mir den Rücken zu. Gleichzeitig redete er mit einer Stimme, die wie ein gurgelnder Bach klang, auf die Kundin ein und versuchte, ihr «Adventure Collection» anzudrehen.

Die Kundin nickte, sah dann aber mich an. «Was ist das für ein Orchester, das Sie vorhin erwähnt haben? Ein Musikspiel?»

Ich verzog keine Miene, darauf war ich echt stolz. «Red Orchestra ist ein Actiongame. Soeben ist die zweite Version erschienen, «Heroes of Stalingrad». Schauplatz ist die Schlacht von Stalingrad im Zweiten Weltkrieg. Sie wird absolut echt nachgebildet. Man wählt, ob man Russe oder Deutscher sein will und zieht in den Kampf. Für die Online-Partien braucht

man natürlich eine Internetverbindung, aber man kann auch alleine spielen. Die Grafik ist super, noch besser wird Ihrem Enkel aber der Sound gefallen. So etwas hat er bestimmt noch nie gehört.»

Die Kundin musterte mich skeptisch. «Ich halte nicht viel von Kriegsspielen.»

Genau wie meine Mutter. Egal, wie oft ich ihr erkläre, dass man in «Red Orchestra» auch lerne, wie sich ein Soldat in einem blutigen Gefecht fühlt, sie ist komplett dagegen. Dabei ist die Gemütsverfassung eines Kämpfers für den Verlauf der Schlacht wichtig, man muss sich also in die Figur hineinversetzen, um nicht zu verlieren. Normalerweise hält meine Mutter viel von Empathie. Aus irgendeinem Grund ziehen meine Argumente aber nicht. Deshalb wusste ich, dass ich auch die Meinung der Kundin nicht würde ändern können.

«Wie wäre es mit «Elder Scrolls» oder «Herr der Ringe»? Das sind Fantasy-Spiele», schlug ich vor.

«Herr der Ringe?», wiederholte sie erfreut. «Das Buch ist ein Klassiker.»

Das Buch kannte ich nicht, aber das Game. Ich erwähnte nicht, dass die Schlachten nicht ganz ohne waren. Mein Argument, die Spieler müssten zusammenarbeiten, um zu überleben, überzeugte sie. Zufrieden kehrte ich zu meiner Schachtel Kabel zurück. Der Enkel wusste es vielleicht nicht, doch ich hatte ihm soeben einen Gefallen getan. Dass ich damit gleichzeitig meine Chance auf die Lehrstelle verspielt hatte, war mir hingegen nicht klar. Ich packte Kabel aus und dachte mir nichts dabei, als Herr Almeda plötzlich neben mir stand. Ziemlich sauer verbot er mir jeden weiteren Kundenkontakt. Ich wollte wissen warum, doch er gab mir keine Antwort. Überhaupt sprach er kaum mehr mit mir. Beim Abschlussgespräch drei Tage später erklärte Herr Schwarzmann, Herr Almedas Rückmeldung sei schlecht ausgefallen. Offenbar könne ich mich nicht in ein Team einfügen.

Ich sass da, als hätte mir jemand gesagt, ich könne eine DVD nicht von einem Kabel unterscheiden. Ich hatte immer genau gemacht, was mir Kevin aufgetragen hatte. Obwohl ich hauptsächlich Schachteln auspacken und Regale abstauben musste, hatte ich nie geklagt. Ich hatte sogar die Klappe gehalten, als mir Kevin seine Arbeit zuschob, damit er früher Pause machen konnte. Ich begriff nicht, was schiefgelaufen war.

Dr. Wagner meinte, Herr Almeda habe sich durch mich blossgestellt gefühlt. Ich hätte der Kundin zu verstehen gegeben, sie werde von ihm schlecht beraten. Was auch stimmte. Ich hatte eindeutig mehr Ahnung von Games als Herr Almeda. Das zahlte er mir heim, indem er mich beim Personalchef schlechtmachte. Meine Worte, nicht Dr. Wagners. Aber darauf lief es hinaus. Ich wusste damals zwar nicht, was Sache war, doch ich zweifelte keinen Augenblick daran, dass die Absage ungerechtfertigt war.

«Gut möglich, dass sie unfair war», meinte Dr. Wagner, als ich ihm davon erzählte. «Dennoch müssen Sie lernen, mit Enttäuschungen umzugehen. Sie lassen sich nicht vermeiden.»

«Aber es war nicht meine Schuld!»

«Die Schuldfrage steht nicht im Raum.»

«Was kann ich dafür, dass der Scheisskerl keinen blassen Schimmer von Games hat?»

Dr. Wagner sah mich ruhig an. «Nichts, aber Sie sind verantwortlich für Ihr Verhalten nach der Absage.»

Ich wollte widersprechen, doch wie meistens hatte Dr. Wagner recht. Hätte ich andere Entscheidungen getroffen, stünde ich heute nicht vor Gericht. Das Problem war, dass ich nie merkte, wann ich Entscheidungen traf. Im nachhinein erkenne ich, dass ich an vielen Kreuzungen vorbeigekommen bin. Ich sah aber immer nur den Weg, auf dem ich mich gerade befand.

---

Ich hatte nicht geplant, mich zu rächen. Es passierte einfach. Ich hatte keine Lust mehr, Bewerbungen zu schreiben. Statt nach Hause zu gehen, hing ich deshalb nach der Schule in der Stadt ab, trank Bier (Alkohol bekam ich problemlos mit dem neuen Ausweis) und dachte an nichts. Ich streifte herum, ziellos, gelangweilt. Da stiess ich auf eine Filiale des Discounters, in dem ich geschnuppert hatte. In der Stadt gibt es eine ganze Menge davon. Auf einmal stieg eine riesige Wut in mir auf. Ohne es zu wollen, betrat ich das Geschäft. Ich betrachtete die Angestellten mit ganz anderen Augen. Ihre roten Kittel verhöhnzten mich.

In meiner Hosentasche spürte ich das Messer. Einer der Rotkittel fragte schleimig, ob er mir behilflich sein könne. Ich stellte mir vor, wie sich sein Gesichtsausdruck verändern würde, wenn ich ihm das Messer unter die krumme Nase hielt. Würde er die Augen aufreissen? Schreien? Oder erstarren? Vielleicht fiel er in Ohnmacht! Die Vorstellung brachte mich zum Lachen.

Trotzdem tat ich es nicht. Frag mich nicht warum. Wie gesagt, ich traf keine bewussten Entscheidungen. Stattdessen ging ich in die Elektronikabteilung. Dort musterte ich das Computerzubehör, das ordentlich an Ständern hing. Ohne nachzudenken, griff ich nach einem Bluetooth-Headset und liess es in meiner Jacke verschwinden. Es war nicht so, dass ich das Headset brauchte. Und wenn doch, hätte ich es mir auch kaufen können. Kohle hatte ich genug, meine Eltern knauserten nicht mit Taschengeld. Ich fand einfach, das Geschäft schulde mir etwas. Ein Bluetooth-Headset war kein Ersatz für eine Lehrstelle, aber immerhin.

Ich überlegte, was ich sonst noch einstecken könnte, als plötzlich eine Frau auf mich zukam. Ich hatte sie vorher nicht bemerkt. Sie sah etwa so auffällig aus wie eine Wolke an einem Nebeltag. Als sie mich bat mitzukommen, dämmerte mir, dass sie mich beobachtet hatte. Es stellte sich

heraus, dass sie als Ladendetektivin für den Discounter arbeitete.

«Bitte öffnen Sie Ihre Jacke», befahl sie.

«Warum?»

Sie griff nach dem Telefonhörer. Kurz darauf erschien der Boss. Ich erwog, mich dumm zu stellen, doch da waren zwei gegen einen. Wenn sie mich durchsuchten, fänden sie mein Springmesser. Rasch legte ich das Headset auf den Tisch. Warum ich es genommen hatte, interessierte weder den Boss noch die Detektivin.

Mein Vater rastete aus, als er von der Sache erfuhr. Ob er nicht immer grosszügig gewesen sei, wollte er wissen. Ob es mir je an etwas gemangelt habe? Ob ich mir die Zukunft endgültig versauen wolle? Womit er das verdient habe? Und so weiter. Wenn er wütend wird, pulsiert eine Ader an seiner Schläfe. Es sieht aus, als würde sie hecheln.

Meine Mutter versuchte, ihn zu besänftigen. Der Diebstahl sei ein Hilfeschrei, erklärte sie. Ich hätte es nicht böse gemeint. Ich würde mich bloss ohnmächtig fühlen, weil ich eine Absage erhalten hätte. Meine Mutter wird nie wütend. Sie redet. Deshalb fuhr sie gleich am nächsten Tag in den Discounter. Sie muss überzeugend aufgetreten sein, denn der Boss zog die Anzeige zurück. Bei Diebstahl geht das. Bei vorsätzlicher Tötung nicht.

«Kommen wir zum Sachverhalt», sagt der Richter.

Ein seltsamer Begriff. Es gibt einen eingestandenen Sachverhalt und einen bestrittenen Sachverhalt. Einen inneren Sachverhalt und einen äusseren Sachverhalt. Ein Sachverhalt wird erstellt, abgeklärt oder ist erwiesen. All das habe ich vom Fuchs gelernt.

Dass Sachverhalt ein beschönigendes Wort für Tat ist, hat mir hingegen Dr. Wagner beigebracht. Eine Tat kann brutal, blutig oder hinterlistig sein. Sie wird verleugnet, ver-

## Gruppe C – Nach der Schnupperlehre

herrlicht oder bagatellisiert. Man versucht, sie zu erklären oder zu entschuldigen.

Sie kann nie rückgängig gemacht werden.

«Herr Bischof, laut früheren Aussagen bestreiten Sie nicht, sich am 2. August gegen 22.50 Uhr mit Kevin Deutwyler am Bahnhof Küsnacht aufgehalten zu haben. Ist das richtig?»

Ich nicke.

«Bitte antworten Sie mit Ja oder Nein.»

«Ja.»

Wozu auch abstreiten? Kevin hat alles gestanden. Nicht nur das. Er hat mich verpetzt. Dabei hielt ich ihn für einen Kumpel – trotz des roten Kittels. Ich hatte nicht damit gerechnet, ihn nach meinen Schnuppertagen je wiederzusehen. Doch der Zufall wollte es anders.

Es war kurz nach den Frühlingsferien, drei Monate vor Ende meines letzten Schuljahrs. Ich sass am See und futterte Chips. Mein Leben hatte eine unerwartete Wende genommen: Ich hatte eine Lehrstelle als Koch. Ich verdankte sie einem Mädchen mit Pferdegebiss, dem mein Vater zu einem Hollywoodlächeln verholfen hatte. Der Stiefvater des Mädchens war zufälligerweise Direktor des Hotels Seerose. Er war so glücklich über die Verschönerung seiner Tochter, dass er meinem Vater jeden Gefallen getan hätte.

Ich war also ziemlich entspannt, auch wenn Koch nicht mein Traumberuf war. Hauptsache, die Lehrstellensuche hatte ein Ende. Plötzlich erfasste ein Windstoss die Tüte in meiner Hand und blies sie ins Wasser. Ein Schwan stürzte sich auf die Chips. Aus irgendeinem Grund fand ich das total komisch. Genau da kam Kevin vorbei. Ohne den roten Kittel hätte ich ihn fast nicht wiedererkannt. Er trug eine Lederjacke und Kopfhörer, die er von den Ohren schob, als er mich erkannte.

«Hey!» Er hob die Faust zum Gruss.

«Wo hast du deinen roten Kittel gelassen?»

Schon zog ich den Kopf ein, da setzte der Rocker eine zerknirschte Miene auf.

«Hat Baby euch erschreckt?», fragte er. «Sie ist völlig harmlos, hat bloss eine laute Klappe. Es ist euch doch nichts passiert, oder?»

Baby? Ich biss mir auf die Unterlippe, um nicht loszuprusten. Auch Kevin konnte sich kaum beherrschen. Trotzdem gelang es ihm, den Rocker zu beruhigen.

«Alles in Ordnung», sagte er.

Der Rocker nickte erleichtert und kraulte den Hund hinter den Ohren. Wir hauten ab, bevor er das Bier entdeckte.

«Baby!», keuchte Kevin, über den Kiesweg stolpernd. «Er nennt den Kampfhund Baby!»

«Fass, Baby!», stimmte ich in den Spott ein. «Bring Papa das schöne Bein, braves Hündchen.»

Wir klopfen den ganzen Weg Sprüche. In der Stadt angekommen, spendierte ich Kevin eine Wurst. Wir setzten uns auf eine niedrige Steinmauer und schauten dem Verkehr zu. Irgendwann sagte Kevin, er müsse los. Ich wäre gern mit ihm gegangen, egal wohin, aber er fragte mich nicht, ob ich mitkommen wolle. Nachdem er fort war, blieb ich eine Weile mit dem senfverschmierten Wachspapier in der Hand sitzen. Ich konnte mir nicht erklären, warum ich plötzlich so mies drauf war. Ich schaute in die Gesichter der Menschen, die an mir vorbeiging, und dachte an die Oster Eier, die meine Mutter jedes Jahr dem Werkheim im Dorf abkauft. Auf die gefärbten Eier malen die Behinderten Gesichter. Zum Teil sehen sie echt schräg aus. Sie zu zerschlagen und das Ei danach zu schälen, macht mir Spass. Ich stellte mir vor, wie sich Risse in den Gesichtern der Menschen um mich herum bildeten. Wie ich die Köpfe gegeneinanderschlug, so dass die selbstzufriedenen Masken zersplitterten. Danach fühlte ich mich ein bisschen besser. Doch nur ein bisschen.

«Der Täter soll ‹Experte› für sein persönliches Deliktverhalten werden. Er soll seinen ‹Deliktteil›, den Persönlichkeitsanteil, der bei der Deliktausübung Regie führt, sowie dessen Beweggründe möglichst genau kennenlernen.»

**Therapiekonzept Forensische Abteilung  
Massnahmenzentrum Uitikon**

Richtig besser fühlte ich mich erst, nachdem ich eine Scheibe eingeschlagen hatte. Eigentlich wollte ich nicht nach Hause, doch ich hatte keine Ahnung, was ich in der Stadt noch tun könnte. Also stieg ich in die S-Bahn. Anschliessend schleppte ich mich den Berg hinauf. Lustlos kickte ich einen Stein vor mir her. Ich kam an einem Riegel-Einfamilienhaus vorbei, dessen Bewohner ich nicht kannte. Hinter einer Hainbuchenhecke fiel mir ein geschlossenes Fenster auf. Die untergehende Sonne spiegelte sich in der Scheibe, als würde ein kitschiger Liebesfilm abgespielt. Ohne zu überlegen, hob ich den Stein auf und schleuderte ihn gegen das Spiegelbild der Sonne. Dass ich traf, überraschte mich. Dass die Scheibe in Brüche ging, noch mehr. Das Geräusch von zersplitterndem Glas zerriss die Stille. Kurz darauf folgte ein spitzer Schrei. Einen Augenblick stand ich wie gelähmt da, dann rannte ich davon. Leider wurde ich erkannt. Keine Ahnung, von wem. Noch am selben Abend klingelte es an unserer Haustür. Ich wurde ins Wohnzimmer zitiert, wo ich erfuhr, dass der Stein ein Mädchen an der Schulter getroffen hatte.

«Glücklicherweise ist Charlotte nur leicht verletzt», sagte mein Vater streng. «Doch das hätte auch danebengehen können.»

Woher hätte ich wissen sollen, dass sich ein Mädchen im Raum befand?

Die Eltern des Mädchens nickten. «Charlotte hat grosses Glück gehabt. Was hast du dir bloss dabei gedacht?»

«Nichts.»

«Nichts?», wiederholte Charlottes Vater. «Ist das alles, was du zu sagen hast? Du hast grundlos einen Stein gegen die Scheibe geworfen?»

«Er wollte bestimmt nicht treffen», kam mir meine Mutter zu Hilfe.

«Sebastian wird natürlich für den Schaden aufkommen», schob mein Vater rasch nach.

«Eine Entschuldigung wäre uns lieber!», meinte Charlottes Mutter.

Alle sahen mich an.

Mein Vater legte mir die Hand auf die Schulter. «Natürlich tut es ihm leid. Nicht wahr, Sebastian?»

«Ja», murmelte ich.

Charlottes Eltern schienen mehr zu erwarten, doch ich wusste nicht, was ich hinzufügen sollte. Ich war froh, als sie gingen.

«Das muss aufhören!», polterte mein Vater, kaum war die Tür zu. «Zuerst der Diebstahl, jetzt das! Was ist bloss mit dir los, Sebastian?»

Als ich nicht antwortete, fuhr er fort: «Dieses Mal wird dein Verhalten Konsequenzen haben. Du wirst nicht nur für den Schaden aufkommen, sondern einen Monat lang von der Schule direkt nach Hause kommen! Und dein Handy abgeben!»

«Paul», sagte meine Mutter beschwichtigend. «Das war doch bloss ein Jungenstreich. Erinnerst du dich nicht mehr, wie du in dem Alter warst?»

«Ich habe jedenfalls keine Scheiben eingeschlagen!»

«Dafür hast du mit dem Auto deines Vaters eine Spritztour gemacht.» Sie lächelte, wenn auch etwas gequält. «Ohne Führerschein. Du hast noch Jahre später davon erzählt.»

«Diebstahl und Sachbeschädigung sind keine Streiche! Hör auf, Sebastian in Schutz zu nehmen. Was er braucht, ist eine starke Hand.»

«Was er wirklich braucht, ist ein bisschen mehr Verständnis. Vor allem von dir!»

«Bin ich etwa schuld daran, dass unser Sohn ein totaler Versager ist?»

Ich schlich davon. Sie merkten es nicht.

Später, als ich im Bett war, kam meine Mutter zu mir und wollte reden. Sie behauptete, mein Vater habe es nicht so gemeint. Er fühle sich lediglich hilflos. Sie setzte sich auf den Bettrand und strich mir über den Kopf, als wäre ich ein kleiner Junge. Statt mich zu trösten, entfachte das meine Wut erneut, die sich mit dem Klang des zerspringenden Glases vorübergehend gelegt hatte. Ich schob ihre Hand weg.

«Unsere Versicherung wird den Schaden übernehmen», sagte sie. «Wir werden einfach behaupten, es sei ein Unfall gewesen. Das war es doch, oder?»

War es ein Unfall gewesen? Nein. Absicht? Auch nicht. Aber was dann? Ich konnte es nicht erklären. Ich wusste nur, dass es sich gut angefühlt hatte.

Es wurde sogar besser.

Wenige Tage später kam mir auf der Strasse ein Mädchen mit Pferdeschwanz und Brille entgegen. Ich hätte es gar nicht bemerkt, wenn es sich nicht plötzlich so seltsam benommen hätte. Es zog den Kopf ein und drückte sich gegen ein parkiertes Auto, als wolle es damit verschmelzen. Ich blieb stehen. Das Mädchen schloss die Augen.

«Ist etwas?», fragte ich gereizt.

«N-nein.»

«Was soll der Scheiss?»

Es machte sich noch kleiner.

«Wer bist du?»

Als immer noch keine Antwort kam, ging ich einen Schritt auf das Mädchen zu. «Raus mit der Sprache!»

«Charlotte.»

Mir ging ein Licht auf. Und dann noch eines. «Du warst es! Du hast mich verpetzt!»

Charlotte begann zu weinen. Sie musste mich beobachtet haben, als ich den Stein geworfen hatte. Statt zur Seite zu gehen, war sie einfach am Fenster stehengeblieben. Und nun gab man mir die Schuld an ihrer Verletzung. Was für ein hinterlistiges Biest! Kein Wunder, fürchtete sie sich vor mir.

«Wegen dir habe ich Hausarrest!», knurrte ich. Das stimmte zwar nicht ganz – theoretisch durfte ich nicht weg, doch es war niemand da, der mich kontrollierte.

«Entschuldigung», stotterte sie.

«Ist das alles, was du zu sagen hast?», äffte ich ihre Eltern nach.

Charlotte heulte. Rotz lief ihr aus der Nase, doch sie wischte ihn nicht weg. Ihre Arme hingen an ihrer Seite herunter, als gehörten sie nicht zu ihr. Irgendwie wirkte sie so unschuldig. Das nervte mich gewaltig. Plötzlich kam mir eine Idee.

«Hast du ein Handy?»

Sie nickte.

«Gib es mir.»

Verstört blickte sie auf. Hinter den dicken Brillengläsern wirkten ihre Augen riesig.

«Her damit, habe ich gesagt!»

Zitternd kramte sie es hervor.

Ich steckte es ein. «Du sagst niemandem, dass du es nicht mehr hast, kapiert?»

Ihr Mund klappte auf.

«Ist das klar?»

Sie nickte.

Ich riss ihr die Brille von der Nase, warf sie auf den Boden

und stampfte mit dem Fuss darauf herum. «Wenn du auch nur ein Sterbenswort darüber verlierst, wird es dir ergehen wie deiner Brille!»

Jetzt nickte sie heftig, als säße ihr Kopf auf einer Feder. Sie erinnerte mich an diese Figuren, die Autofahrer manchmal am Armaturenbrett befestigen. Während der Fahrt wackeln sie dauernd vor sich hin. Bevor ich weiterging, gab ich ihr zur Sicherheit noch einen Stoss. Sie machte keinen Mucks, als sie hinfiel.